

Beschreiben oder Zeigen - über das Verfassen Ethnographischer Berichte

Reichertz, Jo

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Reichertz, J. (1992). Beschreiben oder Zeigen - über das Verfassen Ethnographischer Berichte. *Soziale Welt*, 43(3), 331-350. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17670>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Beschreiben oder Zeigen — Über das Verfassen Ethnographischer Berichte

Von Jo Reichertz

„... unsere ganze Welt — die Welt, die wir verstehen können — ist eine Welt der Darstellung. (...) über Darstellungen ist unser Wissen obsolet, während wir von *Formen* und *Dingen* nur durch Darstellungen wissen.“

(Ch. S. Peirce 1857)

1. Einleitung

Bekanntlich geht die Aufteilung der Welt in das *Sagbare*, das *beschrieben* werden kann, und das *Unsagbare*, das nur *gezeigt* werden kann, nicht auf Wittgenstein zurück, wenn auch seine Schreibhand einige der schärfsten, aber auch schönsten Formulierungen dieser Grenzziehung niederschrieb. So auch die im Urteil sehr strenge Aussage über die leere Schnittmenge von Sag- und Unsagbarem: „Was gezeigt werden *kann*, *kann* nicht gesagt werden“ (Wittgenstein 1976, 4.1212).

Diese Unterteilung drängte sich mir immer wieder auf, als ich daran ging, meine teilnehmende Beobachtung kriminalpolizeilichen Handelns und die Auswertung des dabei erhobenen Datenmaterials zu beschreiben (siehe Reichertz 1991 a). Vieles (und nicht das Unwesentlichste) war auch mit bestem Willen einfach unbeschreibbar, und zwar nicht nur wegen der hohen Komplexität: so z. B. der Rapport mit dem Feld (vgl. Wolff 1987) bzw. die teilweise erworbene Mitspielkompetenz auf der einen Seite und die Auswahl der ausgewerteten Daten bzw. der eingesetzten Deutungsverfahren auf der anderen.

Besonders mißlich ist diese Situation, weil jeder wissenschaftliche Feldforscher oder besser: jeder Ethnograph nicht nur seinen wissenschaftlichen Lesern etwas erzählen (ethnofiction), sondern von der Güte seiner Arbeit (Beobachtung und Auswertung) *überzeugen* will und muß (nimmt er seine Tätigkeit ernst). Doch kann dies trotz der o. a. nicht eliminierbaren Lücken und Auslassungen gelingen, wenn man als Autor nur den Text als Überzeugungsmittel zur Verfügung hat? Oder gibt es im Text doch ein „Schlupfloch“ für das Unsagbare, wie Russell in dem (ungedruckten) Vorwort zu Wittgensteins „Tractatus“ vermutet: „... mich läßt der Umstand zögern, daß Wittgenstein es trotz allem fertig bringt, eine ganze Menge über das zu sagen, was nicht gesagt werden kann. Das läßt den skeptischen Leser vermuten, daß doch ein Schlupfloch durch eine Hierarchie von Sprachen oder ein anderer Ausweg vorhanden sei“ (Russell 1972, S. 80).

Auf der Suche nach einem solchen Ausweg habe ich — auf den Spuren von Geertz 1990 wandelnd — stilbildende Ethnographien¹⁾ und nicht zuletzt die eigene Schreib-

*) Über diesen Artikel, der in einer sehr viel kürzeren Version als Habilitationsvortrag gehalten wurde, habe ich mit vielen Kollegen und Freunden diskutiert. Zu viele Anregungen habe ich aufgegriffen, als daß es mir im nachhinein noch möglich wäre, immer auf den jeweiligen Urheber des Gedankens hinzuweisen. Für diese Art der „Mitarbeit“ danke ich deshalb „pauschal“ vor allem Christian Lüders, Elmar Koenen, Christel Kowalewski und Ludgera Vogt. Und natürlich danke ich Hans-Georg Soeffner, sowohl für seine Kritik als auch für seine Hinweise und Ermunterungen.

¹⁾ So u. a. Benedict 1955, Levy-Strauss 1978, Malinowski 1973, 1979a, 1979b, 1981, Evans-Pritchard 1978, aber auch Barley 1989, 1990, Darwin 1986 und Leiris 1985. Mein Dank gilt den Hagener Kollegen, die mir halfen, diese Texte gegen den Strich zu lesen.

praxis im Hinblick auf die eingesetzten Überzeugungsmittel untersucht. Vorläufiges Zwischenergebnis dieser Untersuchung ethnographischer Texte sind die unten entwickelten, eher grundsätzlichen Reflexionen zur Erstellung ethnographischer research-reports. Sie zeichnen die einzelnen Analysen also nicht nach (beispielhaft für diese notwendige Arbeit Wolff 1992), sondern kondensieren sie. Diese Reflexionen sind demnach *nicht* Produkt einer theoretischen, oft deduktiv verfahrenen Debatte über allgemeine methodologische Probleme qualitativer Sozialforschung, mithin fernab jeder Forschungspraxis, sondern sie stellten sich als ungebetene und ungeliebte, jedoch als nicht abzuweisende „Nebenprodukte“ eigener Forschungs- und Schreibpraxis ein.

Vorab zur besseren Orientierung eine knappe Präzisierung der verwendeten Begriffe und die Eingrenzung der bearbeiteten Problemstellung: Unter *Ethnographie* wird hier sowohl die teilnehmende *Beobachtung* als auch die *Beschreibung* der Kultur einer Ethnie verstanden. Dabei meint *Ethnie* eine Menge von Personen, welche sich aufgrund einer gemeinsamen Kultur als Gruppe verstehen. *Kultur* soll hier heißen: der das „Wahrnehmen, Deuten und Handeln umgebende, gedeutete und ausgeleuchtete Sinnhorizont“ (Soeffner 1988, S. 12). Ethnographie ist in dieser Verwendung synonym sowohl zu „Ethnologie“ als auch zu „Feldforschung“.

Ich ziehe den Begriff „Ethnographie“ dem Begriff „Ethnologie“ vor, weil der erste noch ausdrücklich an die Tätigkeit des Schreibens (graphein) erinnert, während der zweite Vernunft (logos) reklamiert und dazu neigt, sich dahinter zu verschanzen. Ethnographische Arbeiten sind demnach sowohl die Beschreibung der magischen Welterklärung der Dowajos (Barley 1990)²⁾ oder der Orakelpraxis bei der Zande (Evans-Pritchard 1978) als auch die Darstellung der „feinen Unterschiede“ in Frankreich (Bourdieu 1984) oder der Ermittlungspraxis deutscher Kriminalbeamter (Reichert 1991 a). Es geht der Ethnographie in diesem Sinne also *nicht* allein um das Verstehen fremder Kultur, sondern um alles Verstehen von Fremdheit — auch wenn diese Teil der eigenen Kultur ist.

Da die *Darstellung von Forschungsergebnissen* zwar wissenschaftliche Praxis ist, dennoch sich grundsätzlich von der Praxis des Forschens unterscheidet³⁾, wird hier nach wissenschaftlich guten Gründen für eine „angemessene“ Darstellung gesucht. Die hier thematisierten Fragen lauten also:

1. *Vor welchen strukturellen Problemen steht hier und heute ein Ethnograph, wenn er einen ethnographischen research-report (also nicht seine Memos) schreiben will und*
2. *(wie) kann er diese lösen?*

Mit „strukturell“ sind dabei all jene Probleme adressiert, die sich einfach dadurch eröffnen, daß man ein weiteres Exemplar der kommunikativen Gattung (siehe Luck-

²⁾ Immer unterstellt, die Arbeiten von Barley sind Ethnographien und keine fiktionalen Texte, welche auf sehr unterhaltsame Weise die Leiden und Nöte eines zeitgenössischen Ethnographen schildern. Dabei geben vor allem die in Barley 1989 dem Text beigegebenen Authentizitätsmarkierer (nämlich die Fotos vom Feldaufenthalt) dem Verdacht Nahrung, daß der Autor mit den Textsorten gespielt hat. Wie man mit solchen Authentizitätsmarkierern spielen kann, wenn man Fiktionales als Wissenschaft tarnen will, zeigt Traxler 1978.

³⁾ Diese Unterscheidung ist nicht besonders neu (wenn auch immer wieder übersehen). So schrieb schon Karl Marx im Kapital: „Allerdings muß sich die Darstellungsweise formell von der Forschungsweise unterscheiden. Die Forschung hat den Stoff sich im Detail anzueignen, seine verschiedenen Entwicklungslinien zu analysieren und deren inneres Band aufzuspüren. Erst nachdem diese Arbeit vollbracht, kann die wirkliche Bewegung entsprechend dargestellt werden. Gelingt dies und spiegelt sich nun das Leben des Stoffs ideell wider, so mag es aussehen, als habe man es mit einer Konstruktion a priori zu tun“ (Marx 1971, S. 27).

mann 1988) „research-report“ erstellen will, die also jeder Autor von Ethnographien bearbeiten muß — im übrigen unabhängig davon, ob er sie bewußt wahrnimmt oder nicht. Möglicherweise stellen sich diese Probleme (oder zumindest einige von ihnen) auch allen anderen Forschern, die schreibend (ihre eigene) Forschungspraxis (re)konstruieren wollen, doch das steht hier nicht zur Diskussion, hier geht es erst einmal „nur“ um die spezifischen Probleme der Feldforscher.⁴⁾

Und die Hervorhebung des „hier und heute“ deutet bereits die These an, daß die jeweilige Ausprägung einer kommunikativen Gattung (also das konkrete Einzelexemplar) nicht aus einer universellen Logik resultiert, sondern sich stets an dem Diskurs der relevanten historischen Interaktionsgemeinschaft über das Thema *orientiert*, unter welchen Bedingungen Einzelexemplare der kommunikativen Gattung „Rekonstruktion von Erkenntnisgewinn“ als gelungen und somit als für die jeweilige Bezugsgruppe akzeptabel anzusehen sind.

Im weiteren geht es also *nicht* um Erkenntnis- oder gar Wahrheitstheorie (also nicht um eine „logic of discovery“ oder eine „logic of verification“ [siehe Reichenbach 1983]), sondern um einen kleinen Teil des gesellschaftlichen Diskurses zur „logic of generating scientific belief“. Erkenntnis- und Wahrheitstheorien bilden in diesem Verständnis keine Alternativen zu einer „logic of generating scientific belief“ (sie sind auch keine Unterthemen dieser Logik), sondern Teile eines völlig anderen Diskurses zur „Organisation von Erkenntnisgewinn“.

Der im weiteren untersuchte Teilbereich einer „logic of generating scientific belief“, nämlich die „logic of writing a research-report“, unterscheidet sich aber auch sehr deutlich von einer „logic of arguments“ (Toulmin 1958), des weiteren auch von einer „logic of placing a text“⁵⁾ — auch wenn sie mit beiden eine (kleine und jeweils verschiedene) Schnittmenge bildet.

Ziel der hier angestellten Überlegungen ist die für jede Wissenschaftsdisziplin notwendige Aufklärung der eigenen Schreib-Praxis, die ja, obwohl konstitutiver Teil der übergreifenden Praxis der Profession, bislang in Deutschland noch recht wenig beachtet wurde.⁶⁾ Allerdings ist nicht zu erwarten, daß diese Aufklärung das Verfassen von research-reports einfacher machen wird.

2. Kritik des scheinbar „stilllosen Stils“

Gewiß ist die Frage nach den Problemen, die der Autor von ethnographischen Reports zu bearbeiten hat, eine *Frage*, aber ist sie auch eine interessante Frage, trifft sie also ein *Problem*, dessen Lösung für den Ethnographen von besonderer Bedeutung wäre?

⁴⁾ Zu der ähnlich prekären Lage der (objektiven) Hermeneutik siehe Reichertz 1991b.

⁵⁾ Gemeint sind hier die Verfahren, welche der Autor anwenden muß, seinen Text neben geeigneten anderen Texten (Vor- und Nachworte, Widmungen und Zueignungen, Klappentexte, Verlagsprogramme etc.) zu plazieren. Eine gute Beschreibung dieses schwierigen „Geschäfts“ findet sich in Genette 1990.

⁶⁾ Das ist insbesondere im angelsächsischen Raum völlig anders. Dort hat sich in den letzten Jahren (nicht nur) unter den Ethnographen eine weitgefächerte Diskussion zu dem Thema „Der Wissenschaftler als Autor von Texten“ entwickelt, so z.B.: Atkinson 1990; Clifford/Marcus 1986; Clifford 1988; Geertz 1990; Gusfield 1976; Hammerlsley 1990; Mulkay 1985; Overington 1977; Tyler 1991; Van Maanen 1988 (zu der Diskussion im Bereich der Naturwissenschaften siehe die in Knorr-Cetina 1984, S. 291–295 angegebene Forschungsliteratur). Wegen des neuerdings hohen Stellenwertes der Diskussion um die ethnographische Darstellung diagnostiziert Lüders 1992 deshalb völlig zu Recht (für die angelsächsische Ethnographie) einen „sich abzeichnenden Wechsel von der (teilnehmenden) Beobachtung hin zum (ethnographischen) Schreiben“ (S. 5).

Oder anders: Ist das Schreiben ethnographischer Reports nicht nur verbunden mit (für diese Wissenschaftsdisziplin) marginalen Fragen der Wahl des rechten Wortes und Stils, und: stellt sich dieses Problem für die Ethnographen im besonderen Maße?

Die letzte Frage muß m. E. bejaht werden, da neben der expliziten Frage „Wie kann ich eine fremde Kultur verstehen?“ implizit die Frage „Wie kann ich überzeugend von der fremden Kultur berichten?“ für die Ethnographie der letzten Jahrzehnte zentral war. Dies resultiert aus einer spezifischen Lage der Ethnographen: anders als z. B. der Chemiker, dessen Untersuchungen und dessen damit einhergehende Beobachtungen durch den rezipierenden Fachkollegen leicht(er) selbst zu wiederholen sind, oder anders als der Literaturwissenschaftler, welcher dem Leser den untersuchten Text plus Auswertung zwecks Prüfung der Nachvollziehbarkeit mitliefern kann, untersucht der Ethnograph etwas, das der Leser (a) selbst nicht in Augeschein nehmen kann, (b) dessen erneute Untersuchung unter gleichen Bedingungen *ausgeschlossen* ist und (c) das er aufgrund seines Vorwissens nicht adäquat nachbilden kann. Da Ethnographen zudem meist allein arbeiten, werden sie sowohl bei der Untersuchung als auch bei der Berichterstellung weder von einem Mitarbeiterteam kontrolliert, noch können sie Zeugen benennen, die ihre Darstellung bestätigen. Der Autor ethnographischer Berichte verfügt also nur über den Text, um zu überzeugen, oder anders: der Leser hat *allein* den ethnographischen Text, um zu prüfen. Wissenschaftliche Leser von Forschungsberichten aus anderen Wissenschaftsbereichen können dagegen geschilderte Untersuchungen vor Ort wiederholen oder im Labor nachbilden, somit also außertextuelle, nichtsemiotische Mittel zur Überprüfung der Gültigkeit eines research-reports heranziehen.

Weil dem Ethnographen also *allein* semiotische Mittel für seine Überzeugungsarbeit zur Verfügung stehen, erweist sich auch die oben gestellte Frage nach dem gezielten Einsatz dieser Mittel für die Ethnographie als essentiell. Dennoch teilte sie lange Zeit (wenn auch nicht zu ihren Anfängen — siehe *Lepenes* 1978) mit den anderen Geisteswissenschaften den Glauben die eine grundlegende Regel wissenschaftlichen Schreibens, welche besagt, „daß man sich auf die einfachste und klarste Weise ausdrücken sollte, und daß vom Stil einer wissenschaftlichen Abhandlung zu reden in etwa dem Reden vom moralischen Charakter eines Fisches ähnelt (*Peirce* 1990, S. 238).

Der propositionale Gehalt von Aussagesätzen allein soll überzeugen, nicht der strategische Einsatz von Gestaltmitteln — so der implizite Glaube. Stilfragen wurden mit einem unwürdigen „Überreden“ in Verbindung gebracht, welches sich dagegen bei der klaren Präsentation der selbst-evidenten Fakten als völlig überflüssig erweisen soll. Als Ideal galt vielen Ethnographen die scheinbar perspektivenfreie Sprache der Naturforscher, so z. B. die der Physiker oder Biologen. Welche (nicht nur ästhetischen) Implikationen allerdings auch die Texte von Naturforschern haben, die durchweg in einem scheinbar „stillösen Stil“ („The style of none-style is itself the style of science.“ *Gusfield* 1976, S. 19) gehalten sind, soll die kurze Betrachtung eines solchen — zugegebenermaßen recht alten — Textes zeigen. Der Textausschnitt stammt aus einer Veröffentlichung von Charles *Darwin* aus dem Jahr 1872. Er demonstriert diesen Stil wissenschaftlicher Sprache, den manche Ethnographen auch heute noch einsetzen⁷⁾, in besonders reiner Form.

„Wenn die Furcht auf den höchsten Gipfel steigt, dann wird der fürchterliche Schrei des Entsetzens gehört. Große Schweisstropfen stehn auf der Haut. Alle Muskeln des Körpers werden erschlafft. Das äussere Gesunkensein aller Kräfte folgt bald und die Geisteskräfte versagen thätig zu sein. Die Eingeweide werden afficiert. Die Schliessmuskeln hören auf zu wirken und halten den Inhalt der Körperhöhlen nicht länger mehr zurück“ (*Darwin* 1896, S. 299).

⁷⁾ Van Maanen hat diese Art des distanzierten und bemüht unpersönlichen Erzählens „realist tale“ genannt (Van Maanen 1988, S. 47).

Auf eine Aktivkonstruktion (Furcht steigt auf Gipfel) folgt eine Formulierung im Passiv (ein Schrei wird gehört). Ein „Ich“, das wahrnimmt, wird nicht benannt, so als ob es nicht existiere. Und dieses Muster wiederholt sich in den weiteren Sätzen. Die leblosen Objekte werden vitalisiert: sie handeln selbständig und zeigen von sich aus etwas, während die konkreten Subjekte, die etwas sehen, hören oder riechen, nicht auftauchen. Es entsteht eine magische Sicht der Dinge, welche dem Leser die Illusion anträgt, die Objekte zeigten sich selbst. Dieser Stil der Präsentation stellt den Leser hinter einen Einwegspiegel: die Welt zeigt sich ihm, wie sie ist, weil sie sich unbeobachtbar wähnt.

Der darstellende Autor dagegen, der wahrgenommen, gedeutet, seine Deutungen ausgewählt und angeordnet hat, wird unterschlagen. Dieses fast zwanghafte Entfernen des Beobachters und Autors aus dem Text wirkt wie eine antiseptische Maßnahme — so als würde die dargestellte „Sache“ durch die Berührung mit dem schreibenden Ethnographen verunreinigt oder gar vergiftet. Diese Ausmerzungen des Autors hat zwei Folgen: er entzieht sich damit sowohl der eigenen wie auch der fremden Kontrolle.

Ein solcher Stil transportiert jedoch nicht nur implizit ein vorwissenschaftliches Weltbild, sondern indem der Autor glaubt, seine Weise der Beobachtung nicht mehr begründen zu müssen, universalisiert er sie, und legitimiert seine Sicht der Dinge nicht mit einem Verweis auf die besondere Kompetenz seiner Person, sondern über die Zugehörigkeit zu einem systematisierten Ganzen, das sich über die Kriterien einer sachgerechten Beobachtung einig weiß (vgl. auch *Foucault* 1974, S. 19ff.).

Mit einem solchen Stil wird aber noch ein weiterer Irrtum nahegelegt, der Irrtum nämlich, das Beobachtete oder die Beobachtungen könnten in Texten einen Abdruck hinterlassen. Kurz: es wird der Eindruck erweckt, Nichtsprachliches ließe sich problemlos mittels Sprache abbilden, speichern und wiederholen. *Darwin* hätte noch — wäre er mit solchen Einwänden konfrontiert worden — zu seiner Entlastung auf das Fehlen einer Sprach- und Wissenssoziologie (natürlich nur der Sache und nicht den Begriffen nach) hinweisen können. Diese Möglichkeit ist zeitgenössischen Ethnographen jedoch nicht mehr gegeben. Sie können nicht mehr so tun (auch wenn sie das Scheitern des Bemühens des Wiener Kreises um Protokollsätze oder das Scheitern des Projekts des Logischen Positivismus nicht zur Kenntnis genommen haben) als wüßten sie nichts davon, daß das Schreiben ethnographischer Berichte eine soziale Praxis ist, die nicht allein von dem Bestreben geleitet ist, Zeichen zu finden, welche vorgängigen Beobachtungen äquivalent sind. Sie können es schon deshalb nicht mehr, weil sie wissen, daß die rezipierenden Fachkollegen um die Implikationen des stillen Stils wissen. Pointiert: *Charles Darwin* hatte (auch strukturell) andere Probleme beim Anfertigen von Texten als *Roland Girtler*.

Diese Probleme muß der Ethnograph sich bewußt und somit verfügbar machen, will er zum einen sich zumindest die Chance geben, über seine Art der Darstellung bewußt zu entscheiden, und will er zum anderen den Fachkollegen die Möglichkeit eröffnen, die Gründe seiner Entscheidung nachzuvollziehen und zu akzeptieren.

3. Nicht hintergehbare Bestandteile der Textproduktion — eine Auswahl

Wenn der Ethnograph sich anschickt, einen research-report zu schreiben, muß er sich ex post seiner eigenen Arbeit zuwenden. Was ihm vorliegt, sind seine Erinnerungen an die teilnehmende Beobachtung, die gesammelten „natürlichen“ und wissenschaftlich aufbereiteten Daten und seine mehr oder weniger systematisierten Deutungen des Ganzen. Mag er in einer vorgeordneten Phase seiner Arbeit unter Einsatz des systematischen Zweifels sich seine Deutungen gedeutet und diese damit geprüft haben,

so steht es nun an, mit Hilfe des systematischen Zweifels über die Angemessenheit seiner bevorstehenden Schreibe zu entscheiden.⁸⁾ Dabei muß er in Rechnung stellen,

„daß der durch den Zeigeakt abgehobene Gegenstand von einem Kranz appäsentierter Bezugspole umgeben ist, die je auf ihre Weise eine begrifflich-bedeutungsmäßige Eingrenzung des mit dem Wort verbundenen Sinns leisten. Der eine Bezugspol ist rein innersprachlich bestimmt und dort systemmäßig abgesichert, der andere ist aus dem sedimentierten sozialen Erfahrungsvorrat hergeleitet und entspricht den typischen sozialen Attributen, mit denen dieser Gegenstand in der Wirklichkeit qua Wissen auftritt“ (Kellner 1981, S. 341).

Neben dem sozial erworbenen Wissen von der Welt, in der wir leben, sind es die *innersprachlichen Verweisungen*, welche den Bedeutungshorizont jedweder sprachlichen Zeigeakte aufspannen und begrenzen. Innersprachliche Verweisungen und das Wissen um die Welt bilden zusammen ein „soziohistorisches Apriori“, das uns überliefert, aber auch auferlegt ist, uns, unseren Vorfahren, unseren Mitmenschen, auch unseren Nachfolgern (Luckmann 1984). Innersprachliche Verweisungen eröffnen erst die Möglichkeit der Verständigung und stehen deshalb nur in engen Grenzen zur Disposition, das Wissen von der Welt ist dagegen liquider, es kann erweitert und auch abgeändert werden.

Auf die innersprachlichen Verweisungen, die mit dem Gebrauch von Sprache einhergehen, haben in den letzten Jahrzehnten (natürlich im Anschluß an z. B. die Arbeiten von Herder, Humboldt oder Mauthner) eine Fülle von Forschungsarbeiten hingewiesen. So hat z. B. Dux herausgearbeitet, daß in der *Grammatik* der deutschen Sprache ein spezifisches, europäisches Verständnis von Subjektivität⁹⁾ eingelassen ist (Dux 1982, allgemeiner Whorf 1971), eine Reihe anderer Arbeiten hat die komplexen Weltdeutungen, welche die *Semantik* einer Sprache durchtränken, gezeigt (Weisgerber 1950, Whorf 1971, Gipper 1972). Die verzaubernde, weil die weitere Darstellung strukturierende Kraft der *Metaphern* ist demonstriert worden (Bachelard 1984, S. 128 ff.)¹⁰⁾, außerdem die grund-

⁸⁾ (Vermeintliche) Gewißeheiten hat nur der, welcher glaubt, es gebe nur eine Möglichkeit, seine Deutungen (im handgreiflichen Sinne des Wortes), „nieder“zuschreiben. Solche Autoren gelten bestenfalls als naiv. Es gibt allerdings noch zwei Wege, mit dem Problem zu Rande zu kommen. So kann man einmal nach der Maxime: „Denk nicht darüber nach, tue es einfach!“ auf die Güte seines „impliziten Wissens“ (vgl. Polanyi 1958) vertrauen, oder man kann sich ein von den Fachkollegen empfohlenes Schreibrastré (z. B. American Sociological Association 1958, siehe auch Friedrichs 1981, S. 394 ff.) als Vorlage nehmen und als Prokrustes tätig werden. In beiden Fällen bleiben die Darstellungsentscheidungen bewußtlos, was der sinnvollen Maxime von Wissenschaft widerspricht, den Deutungsprozeß für sich selbst, aber auch für die überprüfenden Leser durchschaubar zu machen.

⁹⁾ Die Trennung in Subjekt und Prädikat (Der Polizist springt. / Der Polizist hat schwarze Haare.) impliziert ein Schema, nach dem es ein Zentrum (Subjekt) gibt, von welchem Aktionen ausgehen und das diverse Eigenschaften besitzt. Die grammatische Struktur liefert unter der Hand eine Deutung mit, wie Subjekt/Handlung und Subjekt/Attribut miteinander verbunden sind. Die Hartnäckigkeit dieses subjektiven Schemas wird am folgenden Beispiel besonders deutlich. Laut Boas wird bei den Chinook im Nordwesten Amerikas der Satz: „Der böse Mann hat das arme Kind getötet“ mit der Wendung: „Die Bosheit des Mannes hat die Armut des Kindes getötet“ (vgl. Lévi-Strauss 1979, S. 11) ausgedrückt. An der Angemessenheit der Übertragung ist Zweifel berechtigt, enthält die Grammatik des Satzes doch ebenfalls das in unserer Sprache unhintergehbare subjektivistische Schema. Allerdings kommt in der Bestimmung, was als Satzsubjekt auftreten kann, eine andere Weltsicht zutage, nämlich eine Ontologie, wer die wirklichen Akteure sind.

¹⁰⁾ So zog z. B. Réaumur 1731 nicht nur das Bild des Schwammes dazu heran, um sich selbst die „Natur“ von Luft plausibel zu machen, sondern nutzte die metaphorische Gleichsetzung, um von den Eigenschaften des Schwammes auf die Eigenschaften der Luft zu schließen (vgl. Bachelard 1984, S. 128 ff.). Es hat weitreichende Konsequenzen, wenn man sich für

sätzlich nicht aufhebbare *Indexikalität* menschlicher Sprache — die Umgrenzung der Bedeutung von Worten führt zu immer weiteren Bedeutungsumgrenzungen, ohne daß ein fester Boden erreicht werden kann (Garfinkel 1973).

Die Diskussion zwischen den Literaturwissenschaftlern und Historikern hat gezeigt, daß von den *narrativen Mustern* unserer Kultur Darstellungszwänge ausgehen, welchen sich auch die Wissenschaftler (vor allem Historiker und Ethnographen) nicht entziehen können (vgl. Koselleck/Stempel 1973): die Mehrstimmigkeit des beobachteten Handlungsgeschehens wird in einzelne, deutlich voneinander abhebbare Handlungszüge entlang einer Zeitachse angeordnet, Inkonsistenzen werden vereindeutigt, einmal begonnene Handlungseröffnungen werden geschlossen. Der Ordnung der Dinge werden narrative Strukturen angetragen — man bestimmt zentrale Fix- und Wendepunkte, bereitet sie vor, führt sie aus und formuliert eine Bewertung des Erzählten im Hinblick auf den Erzählanlaß (= Relevanz des Berichts) (vgl. Labov/Waletzky 1967). Des weiteren stellen die Erzählmuster einen aufmerksamkeits- und relevanzsetzenden Rhythmus bereit, sie gliedern den Text in ein spezifisches Wechselspiel von langen und kurzen, betonten und unbetonten Textteilen.¹¹⁾

Neben dieser Gruppe von Ordnungsmustern, welche dem Verfasser von Texten via verwendeter Sprache angetragen werden, liefert dem Ethnographen sein Wissen von Welt im allgemeinen und sein Wissen von der Welt der Ethnographen im besonderen ein Fülle weiterer Ordnungsvorgaben. Erworben hat er die Kultur der ihn tragenden Gesellschaft in den normalen Sozialisationsprozessen. Die Kultur der Ethnographen, also deren spezifische Deutung der Welt, deren Vorstellungen darüber, was eine gute Beobachtung, Auswertung, Selbstbeobachtung und was eine gelungene Art der Darstellung ist, hat er ex- und implizit in seiner Ausbildung gelernt.

Die formenden Auswirkungen des allgemeinen Zeitgeistes auf die wissenschaftliche Darstellung von Daten ist nicht nur in den Naturwissenschaften mehrfach nachgewiesen worden¹²⁾, sondern auch in Ethnographien. So zeigte z. B. Freeman, daß die Stili-

(Fortsetzung Fn. 10)

ein bestimmtes Wort entscheidet, ob man z. B., um eine Austauschstelle zwischen zwei Substanzen zu bezeichnen, das Wort „Tor“, „Tür“, „Pore“, „Membran“ oder „semipermeable Wand“ nimmt. An jedem Wort hängen andere semantische Verweise und inhaltliche Implikationen.

¹¹⁾ Ein schönes Beispiel für die Nutzung narrativer Elemente liefert die Ethnographie über die Münchner Taxifahrer. Dort heißt es: „Ein Blick auf die Zeituhr im Armaturenbrett. Es ist fast dreiviertel Fünf. Das Nachtleben hat in der Türkenstraße noch nicht begonnen. Oder soll er es vielleicht doch noch am Standplatz in der Barerstraße versuchen? Vielleicht bekommt er bis zur Blütenstraße einen „Aufhalter“? Die rechte Fahrbahnseite scheidet bis dorthin aus, eine Schule und ein Kino versprechen keine Kundschaft. Seine Aufmerksamkeit müßte deshalb der linken Straßenseite gelten . . . Unser Fahrer ist unentschieden. Doch in der Zwischenzeit hat die Ampel auf grün geschaltet, die Autos vor ihm sind losgefahren, und hinter ihm drängen die nächsten Fahrzeuge. Schließlich verwirft er seine Überlegungen und fährt weiter geradeaus. Die Leute an der Bushaltestelle nach der Kreuzung warten auf den Bus. Etwas langsamer fährt der Chauffeur vorbei, blickt auffordernd hinüber — so als wolle er signalisieren, daß er sofort halten würde, wenn bloß einer der Wartenden ein Zeichen gäbe. Die Leute blicken zu ihm hinüber. Sie haben ihn gesehen. Noch kann er halten. Doch jetzt ist er schon vorbei“ (Kroner 1983, S. 88). Der gut gelungene Versuch, narrative Strukturen und die Pragmatik von „wahren“ und „erfundenen“ Geschichten zu zeigen, ohne sie zu benennen, findet sich in Gernhardt 1989, S. 112–117.

¹²⁾ So zeigt Forman 1980, daß die Darstellung der Quantentheorie durch Heisenberg und Born sich nicht aus der Interpretation der Daten ergab, sondern aus dem intellektuellen Milieu, dem beide angehörten. Denn — so die Argumentation —, obwohl die Quantentheorie

sierung der Adoleszenzphase bei den Samoanern als „sorglos“ und „angenehm“ nicht den Daten abgerungen worden war, sondern von Margaret Mead, die als intellektuelle Amerikanerin ihrer Zeit von der These des Kulturdeterminismus überzeugt war, in die Daten hineingesehen wurde (vgl. Freeman 1983).

4. Zur Interaktionsstruktur „Ethnographischer Bericht“

Aber es sind nicht nur diese mehr im Hintergrund mitlaufenden Großdeutungen einer Kultur, welche Darstellungen mitgestalten. Wie die linguistische Pragmatik und der Symbolische Interaktionismus gezeigt haben, wirkt die Struktur des Handlungstypus „Schreiben eines ethnographischen Berichts“ sehr viel handfester ein. Denn für das Erstellen eines wissenschaftlichen, also nichtfiktionalen Berichts gibt es in der Gesellschaft von Ethnographen Gelingensbedingungen, die sich jedoch — und das ist entscheidend — nicht allein an den Autor richten, sondern auch an den wissenschaftlichen Leser. Schafft der Ethnograph als Autor es nicht, die Erfüllung dieser Bedingungen zu erreichen (also eine bestimmte Reaktion hervorzurufen), dann hat er keinen ethnographischen Bericht geschrieben. Pointiert: Nicht der Autor „produziert“ eine Ethnographie, sondern Autor und das rezipierende Fachkollegium. Die wesentlichen Bestandteile dieses Handlungstypus lassen sich so beschreiben:¹³⁾

1. Indem der Autor seinen Text mit dem Rahmen „Ethnographie“ versieht, setzt er für Autor und Leser wechselseitige Verpflichtungen und Erwartungen in Geltung.
2. Der Autor erhebt den Anspruch, kompetent im Sinne der Gemeinschaft der Ethnographen zu sein und daß seine Deutungen notfalls von ihm „bewiesen“ bzw. anderslautende widerlegt werden können.
3. Der Schreiber der Ethnographie fordert die rezipierenden Kollegen zur Prüfung auf, wobei er unterstellt, daß diese die dazu notwendige Kompetenz besitzen (beanspruchte und unterstellte Kompetenzgleichheit).
4. Der Schreiber einer Ethnographie liefert seinen Berufskollegen alle Informationen, welche sie für eine Prüfung benötigen.
5. Da die prüfenden Kollegen auch die Autoren von morgen sind, gilt die Reziprozitätsregel. D. h. bei der Prüfung wird in Rechnung gestellt, daß die zur Anwendung kommenden Prüfkriterien demnächst von anderen an die eigenen Texte angelegt werden, was eine stabile Verhaltenserwartung hervorbringt.
6. Indem die prüfenden Fachkollegen die vorgelegte Darstellung als Ethnographie akzeptieren, ratifizieren sie die beanspruchte Autorität und Kompetenz.

(Fortsetzung Fn. 12)

(1) unvollständige Kausalität, (2) Unanschaulichkeit und (3) Nichtindividualität impliziert, stellen Heisenberg und Born wegen eines geistigen Milieus, das damals das Denken vieler deutscher Intellektueller beeinflusste und das von Antiintellektualismus und romantischem Irrationalismus gekennzeichnet war, an der Quantentheorie gerade deren (a) volle Akausalität, (b) die besondere Anschaulichkeit und (c) die volle Individualität subatomarer Prozesse heraus.

¹³⁾ An dieser Stelle kann ich nicht die ganze Pragmatik des Handlungstypus „Ethnographischer Bericht“ entfalten. Im folgenden sind nur die wichtigsten Gelingensbedingungen aufgelistet, die in dieser Allgemeinheit wahrscheinlich für alle wissenschaftlichen Texte gelten. Weiter unten werde ich dann Gelingensbedingungen anführen, die sich mehr auf die Spezifik ethnographischer Texte beziehen. Zu den folgenden Bestimmungen siehe auch: Bateson 1983, Goffman 1977, Knorr-Cetina 1984, Luhmann 1988, Mead 1973 und Polanyi 1958.

7. Kommen Schreiber und rezipierende Kollegen ihren Verpflichtungen zur Beweis- bzw. Widerlegungspflicht und der Offenlegungs- und Prüfungspflicht nicht nach, erfolgen nachhaltige Sanktionen.¹⁴⁾ Dabei wird der säumige Kollege in der Regel nicht an den öffentlichen Pranger gestellt, sondern die informelle Kommunikation sorgt dafür, daß die beanstandete Arbeit (im Extremfall auch der Autor) als zweifelhaft, unseriös und vor allem unwissenschaftlich angesehen wird. Dies führt zur Nichtbeachtung der Arbeit (und des Autors).¹⁵⁾

Die Rekonstruktion der Struktur des Handlungstypus „Erstellen eines ethnographischen Berichts“ zeigt, daß das Schreiben des Textes nur eine *Teilhandlung* ist, welche die anderen Mitglieder der Interaktionsgemeinschaft bewegen soll, ihren Teil an der *Gesamthandlung* auszuführen. Um dies zu erreichen, muß der Autor die organisierten Deutungen der Interaktionsgemeinschaft, deren (positive) Reaktion er hervorrufen will, antizipieren, sich selbst aus dieser Perspektive des „generalisierten anderen“ (Mead 1973) beobachten und diese Beobachtung zur Steuerung des eigenen Handelns nutzen.

5. Gegenpositionen: Foucault, Knorr-Cetina, Feyerabend, Rorty

Diese dem Handlungstyp „Erstellen eines ethnographischen Berichts“ eigene Struktur ist in der Geschichte der Ethnographie nicht immer vollständig rekonstruiert worden, was dazu geführt hat, ein Dominanzgefälle zwischen ethnographischem Autor und dem Prüfer von Ethnographien zu diagnostizieren. Allerdings ist man sich über die Richtung des Dominanzgefälles nicht einig. Manche befürchten, die Anbindung des Autors an die letztlich ratifizierende Lesergemeinschaft führe zu einer nicht sachangemessenen Anpassung des Berichtes an die Lesererwartungen. Andere betonen dagegen die Dominanz des Autors, der als „Fast-Künstler“ mit gutgeschriebenen Weltentwürfen seine Berufskollegen verzaubern kann.

Zur ersten Gruppe der Kritiker zählt u. a. *Foucault*. Aufbauend auf Argumente von *Fleck* und *Kuhn*¹⁶⁾ sieht er die gesellschaftliche Welt gegliedert in Diskursgemeinschaften (vgl. Foucault 1977). Diese Gemeinschaften (und auch die Gruppe der Ethnographen wäre eine solche Gemeinschaft) produzieren Diskurse, über deren korrekte Re-

¹⁴⁾ Die Pragmatik fiktionaler und ethnographischer Texte unterscheidet sich am vehementesten in diesem Punkt. Für die Autoren, welche scheinbar genau recherchierte Beschreibungen und Analysen einer anderen Kultur vorlegen, diese jedoch mit dem Hinweis „Roman“ rahmen, haben nicht nur keine Beeinträchtigungen ihres Lebens hinzunehmen, sondern werden oft noch wegen ihrer überragenden Vorstellungskraft mit symbolischem und manchmal auch handfestem Kapital bedacht.

¹⁵⁾ Nur ganz selten kommt es zu öffentlichen Abrechnungen mit dem Autor, der seine mit der Veröffentlichung einer Ethnographie verbundenen Ansprüche und Pflichten nicht einlösen kann. Der Fall von Carlos Castaneda ist sicherlich eine Ausnahme (vgl. Mille 1980). Allerdings ist m. E. immer noch unklar, ob Castaneda mit seinem fiktionalen Text über die Kultur der Yaqui-Indianer (Castaneda 1978), den er als Dissertation erreichte, narren oder täuschen wollte, oder ob Prof. Harold Garfinkel und seine vier Mitgutachter, welche die Arbeit als Dissertation anerkannten, die Gemeinschaft der Ethnographen in ein Krisenexperiment verstricken wollten. Zur Sanktionspraxis innerhalb der Gruppe der Ethnographen siehe auch Murray 1981.

¹⁶⁾ Z. B. Fleck 1980 und 1983, Kuhn 1976 und 1978. Die Position von Kuhn spitzt Campbell zu folgender Karikatur zu: „Wissenschaftliche Gemeinschaften sind sich selbst erhaltende Gesellschaften zur wechselseitigen Bewunderung, deren soziale Systeme eine Überprüfung der Ergebnisse an der Wirklichkeit verhindern, Innovationen als Ketzerei betrachten und Falsifikationen vertuschen. Wissenschaftler unterhalten sich in Privatsprachen und praktizieren Rituale; dabei bedienen sie sich dieser heiligen Stammeskühe, der sogenannten Paradigmen, die für Außenstehende unverständlich sind“ (Campbell 1985, S. 257).

produktion sie zudem wachen. Grenzen und Regeln der Diskurse werden von der Gemeinschaft bestimmt; nicht jedem ist der Zugang zu den Diskursen erlaubt. Innerhalb der Diskursregeln, welche von einer „Diskurspolizei“¹⁷⁾ geschützt werden, kennt man die Menge wahrer und falscher Sätze, jenseits der Grenze „wuchern dagegen die Sätze“. Welche Sätze als „wahr“ und welche als „falsch“ angesehen werden, ist das Ergebnis eines historischen und gänzlich innerweltlichen Diskurses, welcher den Diskurs erst möglich macht, aber auch in seinem weiteren Verlauf weitgehend determiniert. Die sozialen Regeln des Diskurses engen – so Foucault – den Autor entschieden ein, verknappt damit einerseits objektiv die Produktion von Deutungen, andererseits stellen sie die Darstellung von Wirklichkeit.¹⁸⁾

Benutzt Foucault noch die Differenz „wahr/falsch“, um die Ordnung des Diskurses zu strukturieren, so betrachtet Knorr-Cetina im Anschluß an Bourdieus Theorieentwurf vom symbolischen Kapital (z. B. Bourdieu 1975 u. 1983) die Wissenschaft als gesellschaftliches Feld, in dem die einzelnen Wissenschaftler miteinander konkurrieren, um ein Monopol auf „wissenschaftliche Glaubwürdigkeit“ zu erlangen (vgl. Knorr-Cetina 1984, Knorr 1985).¹⁹⁾ Ist der Wissenschaftler einmal im „Besitz“ von Glaubwürdigkeit, also hat seine Theorie „Erfolg“, dann erhält er bei der Weitergabe seiner Darstellung der Ordnung der Dinge im Tausch weiteres symbolisches Kapital. Wann eine Theorie „erfolgreich“ ist, wird von den Akteuren im Handlungsfeld nach historisch varianten Kriterien und Interessen entschieden. Deshalb bildet die wissenschaftliche Darstellung nicht die objektive Struktur der Dinge ab, sondern ist eine „beliebige Konstruktion (...), weil sie die unterschiedlichen Ordnungsversuche widerspiegelt, welche Wissenschaftler der Natur *aufzulegen*“ (Knorr 1985, S. 157).

¹⁷⁾ Siehe hierzu auch zur Situation in Deutschland z. B. Steinfeld 1991 und Duerr 1979. Für Steinfeld sichern die wissenschaftlichen „Diskurskontrolleure“ vor allem eigene Pfründe und nicht den Zugang zur „Wahrheit“. „Denn wenn ein jeder mit seiner Laterne loszieht und sucht, dann braucht es den Professor mehr denn je. Denn dann entscheiden Bildungspatent und Syndikat, ob überhaupt einer und wer losziehen darf. Und unter denen, die losziehen, ist der mächtigste nicht einer, der etwas findet, sondern einer, der bei den anderen das Licht ausmachen kann“ (Steinfeld 1991, S. 410). Duerr weitet den Geltungsbereich der Metapher von der Diskurspolizei weiter aus und deklariert die Wissenschaft zu einer „intellektuellen Polizei“, welche stellvertretend für die Gesellschaft aus einer Mischung von Fremdenfurcht und Selbstgefälligkeit bewußt und gezielt das Fremde abwehrt. „Zu den Einordnungskräften, zur intellektuellen Polizei gehören vornehmlich Wissenschaftler. Sie bilden keine einheitlichen Kontinente, sondern zerfallen eher in Truppen mit verschiedenen Aufgabebereichen. Da gibt es etwa Einheiten, die man mit etwas bösem Willen als Schutztruppen verstehen kann. Sie widmen sich der Aufgabe einer recht unverblühten und leicht durchschaubaren *Abwehr* des Fremden“ (Duerr 1979, S. 152).

¹⁸⁾ „Wir müssen uns nicht einbilden, daß uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben. Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun; jedenfalls als eine Praxis, die wir ihm aufzwingen“ (Foucault 1977, S. 6f.) Kreissl glaubt, (auch) aus den Thesen von Foucault die Schlußfolgerung ziehen zu können, daß alle wissenschaftlichen Autoren sich an den Adressaten ausrichten, d. h. sich seiner Macht beugen müssen, also in einem vorausseilenden Gehorsam nur noch das schreiben, was erwünscht ist (vgl. Kreissl 1985, S. 157ff.).

¹⁹⁾ „Wissenschaftliche Glaubwürdigkeit“ wird dabei von Knorr-Cetina u. a. mit Verweis auf Gusfield 1976 als Produkt einer mit literarischen Mitteln bewerkstelligten Inszenierung begriffen.

Hauptsprecher einer anderen Position ist Paul *Feyerabend*. Ein Vergleich von Wissenschaft und Kunst bringt ihn zu der These, daß beide Lebensformen strukturell sehr ähnlich, inhaltlich jedoch sehr verschieden seien. Beide hätten nicht nur autonome Denkstile entworfen, sondern auch Entwicklungs-, Aus- und Anschlußstile, Darstellungs- und Prüfungsstile, also auch selbstreferentielle Aussagen über den Stil, Stile zu prüfen. Deshalb sei die Entscheidung, sich einer wissenschaftlichen Überzeugung anzuschließen, kein kognitiver Akt, sondern ein sozialer — eine Entscheidung für einen bestimmten Stil. „Man entscheidet sich also für oder gegen die Wissenschaften genauso, wie man sich für oder gegen punk rock entscheidet“ (*Feyerabend* 1984, S. 78).

Richard *Rorty* treibt die Annäherung an die Kunst noch weiter — zumindest was die Darstellungssprache betrifft. Als liberale Person — so die Selbstbeschreibung —, welche „der Tatsache ins Gesicht sieht, daß ihre zentralen Überzeugungen und Bedürfnisse kontingent sind“ (*Rorty* 1989, S. 12), fühlt er sich frei von den Diskursregeln (da ja auch seine möglichen Überzeugungen über die Ansprüche der Diskursgemeinschaft kontingent sind). Deshalb reklamiert er keine Darstellung der Wirklichkeit mehr, sondern die persönliche Freiheit, in seinen Darstellungen die Ordnung der Dinge mit Hilfe einer eigenen Ästhetik zu gestalten.²⁰⁾

Gemeinsam ist den Ansätzen von *Foucault* und *Knorr*, daß sie auf je eigene Weise zweierlei zum Verschwinden bringen: nämlich sowohl das erkennende Subjekt (bei *Knorr* etwas weniger) als auch die Möglichkeit von Erkenntnis. Das Erkenntnissubjekt wird ersetzt durch eine konkrete Person, welche nur noch als „Laut-Sprecher“ eines übergeordneten und „vorsagenden“ Prozesses dient. „Erkenntnis“ wird reduziert auf ein sprachliches Gütezeichen, das man mit sozialer Macht versucht, an eine (beliebige) Deutung von Welt zu heften. Diese die Welt verdunkelnden Diskursordnungen und Konkurrenzkämpfe, welche zielloos vor sich hin määdern, sollen soziale Kontrolle und inhaltliche Normierung der einzelnen Wissenschaftler garantieren.²¹⁾

Anders ist dies bei den Ansätzen von *Feyerabend* und *Rorty*. Angesichts der vermeintlichen Tatsache, daß es weder effektive Entdeckungsprozeduren für wissenschaftliches Wissen noch gültige Verfahren zur Prüfung von Wissen gibt, kündigt man seine Verbindlichkeiten zu einem vorgängigen Diskurs auf. Die Mühen des Findens neuer Weltdeutungen vertraut man einzelnen Forscherpersönlichkeiten an, welche — ausgestattet mit einem Schuß Genialität — ihre Arbeitsergebnisse dem wissenschaftlichen Publikum in durchweg um Ästhetik bemühten Texten anbieten. Hier ist der Wissenschaftler ein ungebundener, freier Schöpfer symbolischer Gebilde, deren Ästhetik beeindruckt.

Allerdings haben alle diese Ansätze eines gemeinsam: sie verkennen — wenn auch jeweils auf andere Weise — die Besonderheit der Struktur des Handlungstypus „Erstellen eines Forschungsberichtes“. Denn diese Struktur konstituiert (s. o.) wegen der Rezipro-

²⁰⁾ Mit dem Hinweis auf *Rorty* rechtfertigen heute viele Autoren der Postmoderne die Neigung ihrer Arbeiten hin zum Spielerischen, Gefälligen, Geistreichen, Zugespitzten, Pathetischen, Paradoxen, Partikularen, Überraschenden, Verblüffenden . . . Kurz: Formulierungen drängen sich dem Leser ins Blickfeld. *Koenen* 1990 rechtfertigt und fördert objektiv den gleichen Stil, wenn er die Wissenschaftler auffordert, von den Schriftstellern der neuen Frankfurter Schule (*Henscheid*, *Gernhardt*) zu lernen, auch wenn er dies mit Argumenten tarnt, welche vermeintlich (gegen *Rorty*) die Wiederbelebung der Vernunft zum Ziel haben. *Rutschky* würde diesen Versuch als Teil einer „kritischen Folklore“ werten (vgl. *Rutschky* 1991, S. 160).

²¹⁾ Siehe hierzu auch *Habermas* 1985, S. 219–247 und 1988, S. 242–266.

zität der Kontrolle die strukturelle *Gleichheit* von Autor und Prüfungsinstanz. Auf dieser strukturellen Gleichheit ist der wissenschaftliche Diskurs gegründet — im übrigen unabhängig davon, ob diese in jedem konkreten Fall von jedem eingelöst wird.

Insofern können die o. a. Ansätze als Deutungen des wissenschaftlichen Forschens und Darstellens verstanden werden, welche vorhandene Bestandteile dieses Prozesses umdeuten zu den entscheidenden Größen. Kurz: es erfolgt die Stilisierung des Marginalen zum Konstituierenden. Die herausgearbeiteten Größen wie „Ordnungsfunktion des Diskurses“, „Konkurrenzkampf um Glaubwürdigkeit“, „Freiheit der Denkstile“ und die „Überzeugungskraft einer gewissen Ästhetik“ entfalten gewiß beim Prozeß des Forschens und Darstellens ihre Wirkung, doch besitzen sie keine uneingeschränkte Macht und Autonomie, sondern nur eine relative.²²⁾

6. Allgemeine Selbstverständigung als Grundlage für eine Lösung

Nach all diesen Reflektionen läßt sich jetzt das spezifische Problem bei der Erstellung ethnographischer Berichte sehr viel konturenscharfer formulieren als dies weiter oben geschah. Es resultiert aus zwei (auf Deutungen beruhenden) Gewißheiten: zum einen der Gewißheit, daß der ethnographische Text weder identischer Abdruck der Forschung noch der Deutungspraxis ist, sondern eine Deutung der zurückliegenden Forschungs- und Deutungspraxis; zum zweiten aus der Gewißheit, daß die Forschungspraxis von den Kollegen weder wiederholt noch nachkonstruiert werden kann. Das daraus resultierende Problem lautet dann also: *Wie kann der Ethnograph seine Kollegen, welche alle (wie er selbst) um die innersprachlichen und kulturellen Implikationen sprachlicher Zeigeakte wissen, von der Angemessenheit seiner Deutungen überzeugen?*

Um zur Identifizierung einer Lösung dieses Problems zu kommen, möchte ich erneut bei den o. a. Arbeiten von *Foucault*, *Bourdieu*, *Knorr* etc. ansetzen. Deren Betrachtung zeigte nämlich, daß die Reziprozität des Urteilens auf einer Reziprozität der Beurteilungsstandards beruht. Nur in bezug auf reziproke Deutungen der eigenen, wissenschaftlichen Kultur (welche sich von einer nichtwissenschaftlichen erkennbar unterscheidet) stellt sich Kontrolle und Konsens her (siehe auch *Polanyi* 1958), kann man sich darüber verständigen, was die relevanten Fragen sind und wie die dazu passenden Antworten gefunden werden können.²³⁾ Deshalb muß hier, bevor eine (wenn auch allgemeine) Lösung auf die eingangs gestellte Frage formuliert werden kann, eine äußerst kurze Skizze der zentralen Linien des hier verwendeten Begriffs der *wissenschaftlichen Kultur* gezeichnet werden.

²²⁾ Im übrigen sind diese Größen, die bei der Forschungs- und Darstellungsarbeit als Handlungsprobleme auftauchen, auch von anderen Autoren benannt und teilweise mit mehr Augenmaß bestimmt worden: siehe z. B. das Konzept der kommunikativen Gattungen (Luckmann 1988).

²³⁾ Bedeutsam sind die o. a. Entwürfe hier auch aus einem anderen Grund: Es zeigt sich nämlich, daß mit der zugrunde gelegten Selbstverständigung, welche die Grundlagen der wissenschaftlichen Kultur neu ausdeutet, sich auch das Problem der Abfassung ethnographischer Berichte verändert. Je nach geteilter wissenschaftlicher Kultur stellen sich demnach für den Autor von Ethnographien unterschiedliche Probleme: Anhänger einer rigiden Diskurstheorie werden sich um eine möglichst reibungslose Anschlußfähigkeit ihrer Darstellung bemühen, andere Autoren werden versuchen, durch Anhäufung von möglichst viel symbolischem Kapital in und um den ethnographischen Bericht seine Erfolgsaussichten zu erhöhen, postmoderne Ethnographen werden dagegen Anstrengungen unternehmen, um durch eine erhöhte Brillanz von Wortwahl und Komposition aufzufallen.

Der Ethnograph, der sich als Wissenschaftler versteht, hält — so meine Unterstellung — daran fest, daß er (1) bei seinen Akten der Wahrnehmung auf etwas Nicht-Eigenes, auf ein „Nicht-Ego“ (*Peirce*) trifft, das er zwar nicht „an sich“ erfahren kann, das aber körperlich erfahrbar zu Wahrnehmungsurteilen, welche ihrerseits im „soziohistorischen Apriori“ gründen, anregt²⁴), er hält (2) daran fest, diese Urteile mit Hilfe der Differenzen „wahr/falsch“²⁵) und „latent/manifest“ zu bewerten und er hält (3) daran fest, daß alle seine *Urteile* und alle *Deutungsroutrinen*, welche zu Urteilen führen, einem systematischen Zweifel unterworfen werden müssen (und dies ist der unverzichtbare Kern von einer Ethnographie, die sich als Wissenschaft versteht). Erst wenn der Ethnograph *ernsthaft* von diesen Unterstellungen *überzeugt* ist (d. h. es sind für ihn keine Unterstellungen mehr), kann er zum einen die Probleme bei der Darstellung seiner Forschungen erkennen, aber auch entscheiden, welche Antworten zugleich eine Lösung sind.²⁶)

Aus dieser Sicht besteht die Arbeit des Ethnographen darin, bei der Beobachtung und Darstellung die in seiner wissenschaftlichen Kultur vorhandenen Deutungen von Welt (sein soziohistorisches Apriori inklusive seine wissenschaftliche Kultur) zu verflüssigen. Gut geeignet für diesen Zweck ist die Deutung noch nicht wissenschaftlich vorgedeuteter „Gegen“stände (= natürliche Daten). Dies kann aufgrund von Abduktionen oder qualitativen Induktionen zu Wahrnehmungsurteilen führen, die vom Ethnographen als ein singuläres Bewußtseinserlebnis erfahren werden (vgl. *Reichertz* 1991a, S. 9—71). Der *Vergleich* der so gefundenen Deutung mit den bereits in der ethnographischen Kultur vorhandenen Deutungen führt zu neuen Deutungen, welche Gewißheiten zersetzen und weitere Unterscheidungen hervortreiben können.

Die Erstellung einer Ethnographie ist aus dieser Perspektive als ein Versuch zu werten, eine singuläre und möglicherweise neue Erfahrung an den bereits ausgedeuteten

²⁴) Deshalb sind diese Deutungen — und hier greife ich eine Anregung von H.-G. Soeffner auf — immer „fiktiv“, aber keinesfalls „fiktional“ — was eine willkürliche Benennung ist, da sich beide Worte von „fingere = bilden, dichten, vorstellen, entwerfen“ herleiten. *Fiktive* Deutungen sind — so die Setzung — „Entwürfe mit besseren Gründen“, Imaginationen von Behauptungen, die, wenn sie zuträfen, Sinn machen würden; sie sind begründbare „Als-ob-Unterstellungen“, daß sich etwas so verhält wie ich unterstelle. *Fiktionale* Deutungen sind dagegen „Entwürfe mit guten ästhetischen Gründen“, das Imaginäre, das mit einer freischwebenden Willkür Erfundene, das Erdichtete.

²⁵) Mit dieser Differenz arbeiten selbst die radikalsten Konstruktivistinnen und die liberalsten Ästhetinnen — solange sie beanspruchen, Wissenschaft zu betreiben. So schreibt Brunkhorst zutreffend (gegen Rorty): „Denn schon in ihrer täglichen Rede über beliebige Sachverhalte gehen auch die ganz normalen Liberalen und Pragmatiker davon aus, daß es sich *objektiv* so verhält, wie sie sagen, wenn sie sagen, es verhielte sich so und nicht anders. Dann beziehen sie sich aber im Gebrauch des Vokabulars, mit dem sie ein rein zufälliges Sozialisationschicksal geschlagen hat, auf die regulative Idee einer objektiven Wirklichkeit, die ihre Behauptungen, wenn sie wahr sind, in *jedem* Vokabular wahr macht (...) In einer jeden sozialen Praxis und in jeder perspektivischen Neubeschreibung ist die Wahrheit der Beschreibung und die Objektivität der Welt als eine ideale Invariable vorausgesetzt und regulativ wirksam“ (Brunkhorst 1990, S. 231 f.).

²⁶) Unabdingbar bei diesem Prozeß ist die absolute *Ernsthaftigkeit* von Zweifel und Überzeugung (auch wenn der Ethnograph bei der Erlangung seiner eigenen akademischen Lizenzen glaubt erfahren zu haben, daß andere — von Foucault 1977 und Steinfeld 1991 — beschriebene Variablen von größerer Bedeutung sind). Zu diesem erkenntnistheoretischen Ansatz siehe meine Interpretation der *Peirceschen* Spätschriften in *Reichertz* 1991a, S. 34 ff. Zur Grundlegung siehe vor allem *Peirce* 1976, 1986 u. 1990, aber auch *Plessner* 1970, 1975 u. 1982.

Kosmos, dem der Ethnograph angehört, anzuschließen²⁷⁾, was diesen Kosmos — zumindest partiell — weiter ausdifferenziert. Diese Ausdifferenzierung gelingt jedoch nur dann, wenn der Ethnograph seine Fachkollegen davon überzeugt, daß die von ihm gewonnene Deutung eine Ausdifferenzierung der Kultur der Ethnographen darstellt. Dies ist erreicht, wenn die Darstellung der Neudeutung, also die Ausdifferenzierung, als Ergebnis und Ausdruck der Kultur (als Selbstausslegung) der Ethnographen erscheint.

Daraus läßt sich nun folgende (noch recht allgemeine) Lösung des eingangs beschriebenen Problems ableiten: indem der Ethnograph seine Handlungsprobleme aus der Perspektive des für ihn relevanten „generalisierten anderen“ betrachtet und aus dieser Perspektive mögliche Lösungen antizipiert, kann er die einzelnen Handlungsprobleme als Einzelfälle entscheiden. Da die Perspektive des „generalisierten anderen“ jedoch den systematischen Zweifel nicht nur gegen die Deutungen einzelner Ethnographen richtet, sondern permanent auch auf die historisch angelagerten Deutungsroutrinen der Ethnographie, kann der Ethnograph sich nicht bedenkenlos den antizipierten Lösungen anschließen, sondern er muß *autonom* entscheiden, welchen Lösungen er sich anschließt und welchen nicht. Mit Hilfe seiner Vorstellungskraft und einer Abduktion bzw. einer qualitativen Induktion muß er die höhergeordnete Regel finden, welche sowohl seine singuläre Forschungserfahrung als auch die Perspektive des „generalisierten anderen“ (im dreifachen Sinne) aufhebt. Kann er diese Entscheidungen vor dem Hintergrund der Perspektive des „generalisierten anderen“ plausibel machen, gelingt ihm eine Ausdifferenzierung ethnographischen Wissens.

7. Allein eine gute Beschreibung ist nicht genug

Dies bedeutet, daß eine Fülle von in der Forschungsliteratur vorgeschlagenen konkreten Lösungen des ethnographischen Darstellungsproblems für sich alleine, aber auch in ihrer Summierung, nicht das leisten, was man sich von ihnen verspricht. So überzeugt ein Text nicht deshalb — die Beherrschung der gängigen Rechtschreibs- und Interpunktionsregeln einmal vorausgesetzt —, weil er *klar, genau, logisch aufgebaut* und *widerspruchsfrei* ist. Denn nicht nur in der Ethnographie weiß man, daß dies auch für „die Wahnvorstellung eines Paranoikers oder die Geschichte eines Schwindlers“ (Geertz 1987, S. 26) zutrifft.

Auch die Abbildung der singulären Forschungserfahrung, welche sich die *Form* und den *Stil* der Präsentation *naturwissenschaftlicher Laborexperimente* gibt (Fragestellung — Relevanz — Methoden — Experimentverlauf — Resultat — Würdigung), schafft nicht Akzeptanz herbei, geht es doch bei dieser Textsorte vor allem darum, dem Leser eine zeitökonomische Orientierung zu ermöglichen.²⁸⁾ (Metaphorisch: Der Gegenstand wird zum Leser gebracht, nicht der Leser zum Gegenstand).

²⁷⁾ Siehe hierzu auch die instruktive Arbeit von Wolff 1987. Er vertritt die These, der Ethnograph müsse vor allem ein guter „Anbinder“ sein. Ein ganz wichtiges Mittel, eine solche Anbindung zu erreichen, bestehe in der *Dekontextualisierung* und späteren *Rekontextualisierung* der zu beschreibenden Forschung — das forschende Handeln und das Beforschte werden aus ihrem ursprünglichen Kontext ausgelöst und in einen anderen, an den wissenschaftlichen Diskurs anslußfähigen Kontext eingebettet. Gelänge ein solcher Ansluß nicht, habe der Wissenschaftler zumindest als Autor versagt (vgl. Knorr-Cetina 1984). Dagegen ist dann nichts einzuwenden, wenn eingeräumt wird, daß nicht jede Ethnographie sich mittels Anslußregeln selbst subsumiert, sondern bei jeder Ethnographie prinzipiell die Regeln von den Bedingungen, Formen und Begründungen der Anslußfähigkeit selbst zur Debatte stehen.

²⁸⁾ Die nachstehende Beschreibung der Entwicklung soziologischer Darstellungsarbeit zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht nur als deskriptiv, sondern als Formulierung einer Norm, die auch in der Ethnographie Befürworter fand. „Über Generationen hinweg wurden die

Die möglichst vollständige *Dokumentation des Materials*, das Gegenstand der eigenen Deutungen war (Materialhuberei), plausibilisiert nicht die vorgelegten Deutungen, sondern fordert den Leser nur auf, sich selbst an die Arbeit des Deutens zu machen. Der Dokumentarist übersieht, daß nicht zur Debatte steht, daß es andere Deutungen des Materials gibt, sondern, ob die von ihm entwickelte Deutung eine ethnographische ist.

Auch der (gelungene) Versuch, nachzuweisen, daß man tatsächlich „dort“ gewesen ist, von Geertz als die zentrale Aufgabe des Ethnographen angesehen (Geertz 1990), sichert noch keine Zustimmung. Zum einen gibt es keinerlei zwingende Verknüpfung zwischen einem „Dort-gewesen-sein“ und der Gültigkeit einer ethnographischen Deutung, zum anderen kann auch dieser Versuch nur mit semiotischen Mitteln arbeiten, die leicht von jemandem, der nicht „dort“ gewesen ist, so zu fälschen sind, daß es nicht auffällt.

Auch die Hoffnung in die Überzeugungskraft einer dargestellten „echten“ *Authentizität* des Ethnographen (Duerr 1979) besteht m. E. zu Unrecht. Zum einen muß auch „Authentizität“ mit (leicht zu kopierenden) semiotischen Mitteln hergestellt werden, zum anderen besagt „Authentizität“ nur, daß der Autor vorgibt, seine Leser nicht bewußt täuschen zu wollen, was jedoch nicht ausschließt, daß er sich selbst getäuscht hat (vgl. Duerr 1987). Ähnlich wirkungslos bleibt die *Selbst*, aber auch die *Fremdattestierung von Kompetenz* („Ich bin ein kompetenter Kenner:“, „Der XY ist ein guter Kenner:“). Auch hier unterscheidet sich die Semiotik des Anspruchs nicht erkennbar von der des eingelösten Anspruchs.²⁹⁾

Auf Malinowski geht die zutreffende Einsicht zurück, daß in der Ethnographie der Forscher selbst das Untersuchungsinstrument ist und daß — wie bei jeder Deskription einer wissenschaftlichen Versuchsanordnung — die Beschaffenheit dieses Instrumentes für den Leser zu beschreiben sei.³⁰⁾ Für viele Ethnographen folgt daraus die Notwendigkeit der Präsentation der eigenen *Subjektivität* — und zwar als vermeintlicher Qualitätsbeweis (vgl. Geertz 1990, S. 75–100). Objektiv bewirkt dies allerdings das Gegenteil:

(Fortsetzung Fn. 28)

meisten soziologischen Schriften (...) im Stile wissenschaftlicher Essays verfaßt. Anders als bei der seit langem feststehenden Gliederung wissenschaftlicher Artikel in der Physik oder Biologie wurde es in letzter Zeit in soziologischen Artikeln üblich, eine geraffte Beschreibung des Problems, der Verfahren und Forschungsmethoden und der empirischen Befunde zu geben, sowie eine kritische Diskussion all dieser und der theoretischen Folgen aus den Ergebnissen“ (Merton 1981, S. 31).

²⁹⁾ Freeman scheint der Ansicht zu sein, daß die möglichst explizit und mehrfach ausgestellte Bescheinigung von Kompetenz die Überzeugungskraft erhöht. Als er nämlich die Gemeinschaft der Ethnographen davon überzeugen wollte, daß eine andere Ethnographin, die viel prominenter war als er, nämlich Margaret Mead, falsche Deutungen vorgelegt habe, attestierte er sich selbst erst einmal einen längeren Feldaufenthalt und bessere Feldkenntnis. Dies alles bestätigt in einem Vorwort ein prominenter Kollege aus der Ethnologie, nämlich Eibl-Eibesfeldt, der nicht nur (fast nebenbei) erwähnt, Freeman zum ersten Mal in einem Eingeborenendorf begegnet zu sein („Er war dort!“), sondern bescheinigt: „Er kannte zum Unterschied von Margaret Mead auch die Landessprache und lebte in angesehener Stellung viele Jahre unter Samoanern“ (Freeman 1983, S. 13). Die inkriminierte Ethnographin entgeht einem Verweis aus der Gemeinschaft der Wissenschaftler nur, weil sie irrte und nicht falsch berichtete. Angesichts der Fülle von semiotischen Mitteln, mit denen Autoren realistischer Romane (vor allem Walter Scott) und fiktionaler Ethnographien den vermeintlichen Verfassern Kompetenz, Wahrhaftigkeit und Ortskenntnis zuschreiben, nimmt sich die Auswahl Freemans allerdings eher karg aus.

³⁰⁾ Vgl. Malinowski 1979a, S. 24 ff., auch 1979b, S. 246 ff., auch 1981.

denn je mehr der Leser die Idiosynkrasien seiner Subjektivität dem Leser enthüllt und je mehr er die vorgelegten Deutungen auf diese Subjektivität zurückführt, desto mehr enthüllt sich dem Leser die fehlende Reziprozität der Perspektiven.

8. Text als Ausdruck einer wissenschaftlichen Haltung

Die Generierung von Überzeugungen gelingt in der Ethnographie — so die hier vortragene These — *nicht allein* und *nicht hauptsächlich* durch handfeste innertextuelle Markierer. Alle oben genannten semiotischen Verweise sind nützliche, manchmal sogar notwendige Bedingungen, aber nie hinreichende. Entscheidend ist dagegen *die im Text zum Ausdruck kommende Haltung*, mit der sich der Ethnograph seinen eigenen Deutungen und den Deutungen seiner Kollegen zuwendet, um sie je nach den Erfordernissen des Einzelfalls aufeinander zu beziehen. Nicht die schriftlich reklamierte Art des Deutens ist für den Leser relevant, sondern *die im Text gezeigte Handlung des Deutens*, die natürlich sich auch stets semiotischer, also fälschungsanfälliger Mittel bedienen muß. Überzeugend ist also nicht die mehr oder weniger bewußte strategische Verwendung semiotischer Mittel, sondern das *Geschriebene als performativer Akt*.³¹⁾ Wenn dieser Akt des Zeigens von Deutungsarbeit eine wissenschaftliche Haltung zeigt, laut der der Ethnograph bei der Erstellung des Berichts gegenüber allen relevanten Elementen dieses Prozesses (Beobachtung, Deutung, soziohistorisches Apriori, narrative Muster, Gültigkeitsregeln etc.) die wissenschaftliche Haltung eingenommen hat, die auch der Leser genötigt wäre einzunehmen, wenn er selbst seine Forschung darstellen wollte, dann überzeugt der Text den Leser.

Ausdruck dieser Haltung ist nun auch, daß der Prozeß des oben angesprochenen „In-Beziehung-Setzens“ von eigener und kultureller Deutung flüssig zu halten ist, was heißt: bei der Erstellung des research reports die sich aufdrängende Eindeutigkeit der Deutung zurückzuverwandeln in ein Nacheinander von Schluß- und Entscheidungsprozessen. Eine solche „Historisierung“ des Deutungsprozesses liefert nicht nur Material, welches der verstehenden Soziologie hilft, das Verstehen des Verstehens besser zu verstehen, sondern ermöglicht auch den Nachvollzug und die Akzeptanz von Deutungen. Allerdings hat die „Historisierung“ des Deutungsprozesses noch eine andere Seite: So hilft sie zwar bei der Überzeugungsarbeit, aber indem sie die Grundlagen der Entscheidungen zeigt, destruiert sie tendenziell deren Gültigkeit, sät somit Zweifel. Letzterer kann nun der machtvollen Antrieb für eine weitere Produktion von neuen Deutungen werden — was letzten Endes nur im Sinne ethnographischer Wissenschaft sein kann.

³¹⁾ Das Unterscheidungsmerkmal ist also nicht der strategische Einsatz semiotischer Mittel, im Gegenteil, er ist das Verbindende, da alle Texte — und das ist trivial — erst durch Zeichengebrauch konstituiert werden. Der Unterschied ist die *gezeigte Haltung*. Haltungen kann man zwar problemlos reklamieren, doch nur sehr schwer vortäuschen. Gelänge es dennoch einem Autor, eine wissenschaftliche Haltung gültig zum Ausdruck zu bringen, dann hätte er — auch wenn das überspitzt klingt — gegen seine Absicht und ohne sein Wissen wissenschaftlich gearbeitet. Denn — um ein Beispiel aus einem anderen Bereich zu nennen — ein perfekter Lügner ist nur der, welcher völlig vergessen hat, daß er lügt. Solange er auch nur mit einer Faser seines Erinnerungsvermögens um die Unwahrheit seiner Aussage weiß, solange wird er auf diese Unwahrheit reagieren und daran erkennbar sein. Gelingt ihm aber das vollkommene Vergessen, dann hat er nicht mehr gelogen.

Literaturverzeichnis

- American Sociological Association (ASA): Official Report, in: ASR 23 (1958), S. 691—725.
- Atkinson, P.: *The Ethnographic Imagination. Textual constructions of reality*. London/New York 1990.
- Bachelard, G.: *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*, Frankfurt am Main 1984.
- Barley, N.: *Die Raupenplage*, Stuttgart 1989.
- Barley, N.: *Traumatische Tropen*, Stuttgart 1990.
- Bateson, G.: *Ökologie des Geistes*, Frankfurt am Main 1983.
- Benedict, R.: *Urformen der Kultur*, Hamburg 1955.
- Bonß, W., Hartmann, H. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft*, Göttingen 1985.
- Bourdieu, P.: *The Specificity of a Scientific Field and the Social Conditions of the Progress of Reason*, in: Social Science Information 14 (1975), Heft 6, S. 19—47.
- Bourdieu, P.: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*, in: Kreckel, R. (Hrsg.): *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen 1983, S. 183—198.
- Bourdieu, P.: *Die feinen Unterschiede*, Frankfurt am Main 1984.
- Brunkhorst, H.: *Der entzauberte Intellektuelle*, Hamburg 1990.
- Campbell, D.: *Das Sozialsystem der Wissenschaft als Stammesorganisation*, in: Bonß, W., Hartmann, H. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft*, Göttingen 1985.
- Castaneda, C.: *Reise nach Ixtlan*, Frankfurt am Main 1978.
- Clifford, J., Marcus, G. E. (Hrsg.): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography*, Berkeley 1986.
- Clifford, J.: *The Predicament of Culture. Twentieth Century Ethnography, Literature and Art*, Cambridge (Mass.) 1988.
- Darwin, C.: *Der Ausdruck der Gefühle bei Mensch und Tier*, Düsseldorf 1958.
- Darwin, C.: *Reise um die Welt*, Tübingen 1981 (1875).
- Darwin, C.: *Überraschung — Erstaunen — Furcht — Entsetzen*, Nördlingen 1986.
- Duerr, H.-P.: *Traumzeit — über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation*, Frankfurt am Main 1979.
- Duerr, H.-P. (Hrsg.): *Authentizität und Betrug in der Ethnologie*, Frankfurt am Main 1987.
- Dux, G.: *Die Logik der Weltbilder*, Frankfurt am Main 1982.
- Evans-Pritchard, E.: *Hexerei, Orakel und Magie bei den Zande*, Frankfurt am Main 1978.
- Feyerabend, P.: *Wissenschaft als Kunst*, Frankfurt am Main 1984.
- Fleck, L.: *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*, Frankfurt am Main 1980.
- Fleck, L.: *Erfahrung und Tatsache*, Frankfurt am Main 1983.
- Forman, P.: *Kausalität, Anschaulichkeit und Individualität*, in: Stehr, N., Meja, V. (Hrsg.): *Wissenschaftssoziologie*, Opladen 1980.
- Foucault, M.: *Schriften zur Literatur*, München 1974.
- Foucault, M.: *Die Ordnung des Diskurses*, München 1977.
- Freeman, D.: *Liebe ohne Aggression*, München 1983.
- Friedrichs, J.: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, Opladen 1981.
- Garfinkel, H.: *Das Alltagswissen über soziale und innerhalb sozialer Strukturen*, in: Arbeitskreis Bielefelder Soziologen (Hrsg.): *Alltagswissen und Interaktion*, Reinbek 1973.
- Geertz, C.: *Dichte Beschreibung*, Frankfurt am Main 1987.
- Geertz, C.: *Die künstlichen Wilden*, München 1990.
- Genette, G.: *Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches*, Frankfurt am Main 1990.
- Gernhardt, R.: *Kippfigur*, Zürich 1989.
- Gipper, H.: *Gibt es ein sprachliches Relativitätsprinzip?* Frankfurt am Main 1972.

- Goffman, E.: *Rahmen-Analyse*, Frankfurt am Main 1977.
- Gusfield, J.: *The Literary Rhetoric of Science and Pathos in Drinking Driver Research*, in: *American Sociological Review* 41 (1976), S. 16–34.
- Habermas, J.: *Der philosophische Diskurs in der Moderne*, Frankfurt am Main 1985.
- Habermas, J.: *Philosophie und Wissenschaft als Literatur?*, in: ders.: *Nachmetaphysisches Denken*, Frankfurt am Main 1988.
- Hammersley, M.: *Reading Ethnographic Research. A Critical Guide*, London/New York 1990.
- Kellner, H.: *Die Repräsentation sozialer Strukturen durch Sprache*, in: Matthes, J. (Hrsg.): *Lebenswelt und soziale Probleme*, Frankfurt am Main 1981.
- Knorr-Cetina, K.: *Die Fabrikation von Wissen*, Frankfurt am Main 1984.
- Knorr-Cetina, K.: *Zur Produktion und Reproduktion von Wissen*, in: Bonß, W., Hartmann, H. (Hrsg.): *Entzauberte Wissenschaft*, Göttingen 1985.
- Kohl, K.-H.: *Exotik als Beruf*, Frankfurt am Main 1986.
- Kohli, M.: „Von uns selber schweigen wir.“ *Wissenschaftsgeschichte aus Lebensgeschichten*, in: Lepenies, W. (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981.
- Koenen, E.: *Trivialisierung – ihre Konsequenzen für die methodischen Rituale einer verstehenden Sozialwissenschaft*, in: Glatzer, W. (Hrsg.): *25. Deutscher Soziologentag 1990. Die Modernisierung moderner Gesellschaften*, Opladen 1991.
- Koselleck, R., Stempel, W.-D. (Hrsg.): *Geschichte – Ereignis und Erzählung*, München 1973.
- Kreissl, R.: *Text und Kontext*, München 1985.
- Kroner, W.: *Taxifahrer*, Frankfurt am Main 1983.
- Kuhn, T.: *Zur Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1976.
- Kuhn, T.: *Die Entstehung des Neuen*, Frankfurt am Main 1978.
- Labov, W., Waletzky, J.: *Narrative Analysis: Oral Versions of Personal Experience*, in: Helm, J. (Hrsg.): *Essays on the Verbal and Visual Arts*, Toronto 1967.
- Lepenies, W.: *Der Wissenschaftler als Autor*, in: *Akzente* (1978), Heft 2, S. 129–147.
- Leiris, M.: *Das Auge des Ethnographen*, Frankfurt am Main 1985.
- Lévi-Strauss, C.: *Traurige Tropen*, Frankfurt am Main 1978.
- Lévi-Strauss, C.: *Das wilde Denken*, Frankfurt am Main 1979.
- Luckmann, T.: *Zum hermeneutischen Problem der Handlungswissenschaften*, in: Fuhrmann, M. u.a. (Hrsg.): *Text und Applikation*, München 1981.
- Luckmann, T.: *Grundlagen der Soziologie: Strukturen sozialen Handelns*. Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Hagen 1984.
- Luckmann, T.: *Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen*, in: Neidhardt, F., Lepsius, R., Weiss, J. (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft*, Opladen 1988.
- Lüders, C.: *Von der teilnehmenden Beobachtung zur ethnographischen Beschreibung*. Manuskript, München 1992.
- Luhmann, N.: *Wissenschaft als soziales System*, Studienbrief der Fernuniversität Hagen, Hagen 1988.
- Mahony, P.: *Der Schriftsteller Sigmund Freud*, Frankfurt am Main 1990.
- Malinowski, B.: *Magie, Wissenschaft und Religion*, Frankfurt am Main 1973.
- Malinowski, B.: *Argonauten im westlichen Pazifik*, Frankfurt am Main 1979a.
- Malinowski, B.: *Das Geschlechtsleben der Wilden*, Frankfurt am Main 1979b.
- Malinowski, B.: *Korallengärten und ihre Magie*, Frankfurt am Main 1981.
- Mannheim, K.: *Wissenssoziologie*, Neuwied 1970.
- Mannheim, K.: *Strukturen des Denkens*, Frankfurt am Main 1980.
- Marx, K.: *Das Kapital*. Bd. 1, Berlin 1971.

- Mead, G. H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt am Main 1973.
- Meinefeld, W.: *Die Rezeption empirischer Forschungsergebnisse — eine Frage von Treu und Glauben*, in: ZfS 1985, Heft 4, S. 297—314.
- Merton, R.: *Zur Geschichte und Systematik der soziologischen Theorie*, in: Lepenies, W. (Hrsg.): *Geschichte der Soziologie*. Bd. 1, Frankfurt am Main 1981.
- Mille, R. de: *Die Reisen des Carlos Castaneda*, Bern 1980.
- Mulkay, M.: *The Word and the World. Explorations in the Form of Sociological Analysis*, London/Boston 1985.
- Murray, S.: *Die ethnoromantische Versuchung*, in: Duerr, H.-P. (Hrsg.): *Der Wissenschaftler und das Irrationale*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1981.
- Overington, M. A.: *The Scientific Community as Audience: Toward a Rhetorical Analysis of Science*, in: *Philosophy and Rhetoric*. Vol. 10, No. 3, S. 143—164, 1977.
- Peirce, C. S.: *Schriften zum Pragmatismus und Pragmatizismus*, Frankfurt am Main 1976.
- Peirce, C. S.: *Semiotische Schriften*, Bd. 1, Frankfurt am Main 1986.
- Peirce, C. S.: *Semiotische Schriften*. Bd. 2, Frankfurt am Main 1990.
- Plessner, H.: *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt am Main 1970.
- Plessner, H.: *Die Stufen des Organischen und der Mensch*, Berlin 1975.
- Plessner, H.: *Mit anderen Augen*, Stuttgart 1982.
- Polanyi, M.: *Personal Knowledge*, Chicago 1958.
- Reichenbach, H.: *Erfahrung und Prognose*, Braunschweig 1983 (1938).
- Reichertz, J.: *Probleme qualitativer Sozialforschung*, Frankfurt am Main 1986.
- Reichertz, J.: *Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit*, Stuttgart 1991a.
- Reichertz, J.: *Der Hermeneut als Autor — Das Problem der Darstellbarkeit hermeneutischer Fallrekonstruktionen*, in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 1991b, Heft 4, S. 3—16.
- Rorty, R.: *Der Spiegel der Natur*, Frankfurt am Main 1981.
- Rorty, R.: *Kontingenz, Ironie und Solidarität*. Frankfurt am Main 1989.
- Russell, B.: *Vorwort zum Tractatus logico-philosophicus*, in: Wittgenstein, L.: *Schriften*, Beiheft 1, Frankfurt am Main 1972.
- Rutschky, M.: *Von der Alten zur Neuen Frankfurter Schule*, in: *Der Rabe* (1991) Heft 30, S. 156—161.
- Scheler, M.: *Die Wissensformen und die Gesellschaft*, Bern 1960.
- Soeffner, H.-G.: *Kulturmythos und kulturelle Realitäten*, in: ders. (Hrsg.): *Kultur und Alltag*, Göttingen 1988.
- Steinfeld, T.: *Denker im öffentlichen Dienst*, in: *Merkur* 506 (1991), S. 403—418.
- Swift, J.: *Gullivers Reisen*, München 1974.
- Toulmin, S.: *The Uses of Argument*, Cambridge 1958.
- Traxler, H.: *Die Wahrheit über Hänsel und Gretel*, Frankfurt am Main 1978.
- Tyler, S. A.: *Das Unausprechliche: Ethnographie, Diskurs und Rhetorik in der postmodernen Welt*, München 1991.
- Van Maanen, J.: *Tales of the Field: On Writing Ethnography*, Chicago 1988.
- Vogt, L.: *Montage und Realität*. Manuskript, Essen 1989.
- Weingart, P. (Hrsg.): *Wissenschaftssoziologie*, 2 Bd., Frankfurt am Main 1974.
- Weingart, P.: *Wissensproduktion und soziale Struktur*, Frankfurt am Main 1976.
- Weisgerber, L.: *Vom Weltbild der deutschen Sprache*, Düsseldorf 1950.
- Whorf, B. L.: *Sprache, Denken, Wirklichkeit*, Reinbek 1971.
- Wittgenstein, L.: *Tractatus logico-philosophicus*, Frankfurt am Main 1976.
- Wittgenstein, L.: *Philosophische Untersuchungen*, Frankfurt am Main 1977.

- Wolff, S.: *Rapport und Report*, in: Von der Ohe, W. (Hrsg.): *Kulturanthropologie*, Berlin 1987.
- Wolff, S.: *Die Anatomie der Dichten Beschreibung – Clifford Geertz als Autor*. Erscheint in: Matthes, J. (Hrsg.): *Zwischen den Kulturen?* Göttingen 1992 (im Druck).